

Die Malteser

Autor(en): **Schiller, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **16 (1948)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Kreis

EINE MONATSSCHRIFT

Le Cercle

REVUE MENSUELLE

September/Septembre 1948

No. 9

XVI. Jahrgang / Année

Die Malteser

Ein dramatischer Entwurf von Friedrich Schiller

Aus den Studien zu seinem „Don Carlos“ und aus seiner Vertiefung in die form-strengen Werke der antiken Dichter reifte in Schiller die Absicht zu seinen „Maltesern“ heran. Im Juliheft des „Deutschen Merkurs“ von 1788 legte er sich den Stoff zu seinem „Gemälde leidenschaftlicher Freundschaft als ebenso rührenden Gegenstand für eine Tragödie“ wie es leidenschaftliche Liebe sein könne, öffentlich und ausdrücklich zurück.

Die dichterischen und stofflichen Elemente, welche er in diesem Drama zu einem Ganzen zu fassen hoffte, erfuhren im Verlaufe der Jahre, da er sie immer wieder überarbeitete, vielfache Wandlungen und wenn er 1803 noch meldet, „seine alten Papiere über die Malteser vorgenommen und große Lust zu haben, sich gleich ans Thema zu machen“, zu welchem nach früherer Aussage bloß noch jene „dramatische That fehle, auf welche die Handlung zueile und durch die sie gelöst werde, alle übrigen Mittel: der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chores (— in griechischer Manier —), der Grund, auf welchem die Handlung vorgehe, aber reiflich überdacht und beisammen sei“, es kam doch nie zur endgültigen Ausführung.

Aus des Dichters Entwürfen und Notizen soll hier in Zitaten zusammengestellt werden, was er in sein Drama aufnehmen, was er darin ausdrücken wollte. „Die Liebe der zwei Ritter zueinander muß alle Symptome der Geschlechtsliebe haben, und sie muß eben durch diesen ihren Charakter auf die Haupthandlung einfließen. Doch ist nur einer, der Liebhaber, der Handelnde; der Jüngere und Geliebte verhält sich leidend. Aber der Liebhaber handelt mit einer blinden Passion, die ganze Welt um sich her vergessend, und geht bis zum Kriminellen: er will den vermeintlichen Tyrannen, den Großmeister, ermorden.“

In dieser schillerschen Notiz wird ein Teil der nach mehreren Anläufen endgültig geplanten dramatischen Handlung skizziert. Sie ist folgende: La Valette, Großmeister des Malteser-Ordens und von niemandem erkannter außerehelicher Vater des lebenswürdigen, durch Schönheit und Tapferkeit ebenso ausgezeichneten jungen Ritters, namens St. Priest, sieht sich veranlaßt, den in Sittenlosigkeit (das Drama beginnt mit einer kurzen Weibergeschichte!) und ungeistiger Haltung herabgewürdigten Orden durch strenge Zucht wieder zu seiner ursprünglichen Reinheit zu bringen im Augenblick, da

die Insel Malta von den ungläubigen Türken militärisch bedroht wird. Es handelt sich für ihn ferner darum, den Außenposten St. Elmo zu halten, die dort stehenden Ritter allenfalls zu opfern, um die Insel als Ganzes zu retten; denn der Feind soll seine Kraft bei den Gefechten im Vorfelde verpuffen, gleichzeitig aber will La Valette einer spanischen Entsatzungsflotte die Möglichkeit geben, rechtzeitig auf der Insel zu landen, um den zu erwartenden Hauptschlag der Türken gemeinsam mit ihr abwehren zu können.

La Valettes Sohn und dessen Liebhaber Crequi befinden sich auf St. Elmo im Verbande mit andern Rittern, die zur Aufgabe ihres unhaltbaren Vorpostens drängen. Eine Delegation wird zum Großmeister geschickt, um ihn von der Sinnlosigkeit einer Verteidigung dieser Stellung zu überzeugen. Bei ihr befindet sich St. Priest, der persönlich bereit ist, dem Befehl des (ihm unbekannt) Vaters auf Haltung des Forts blind zu gehorchen. Doch er widersetzt sich dem natürlichen Wunsche seiner Kameraden nicht, die instinktsicher den Schönsten und Mutigsten unter ihnen mit ihrer Bitte vor La Valette treten lassen. Auch Crequi befindet sich bei den Abgesandten. „Sein Ansehen, hofft man, werde den Großmeister eher zur Einwilligung vermögen“; er tritt, „... um das Leben seines Geliebten besorgt...“, mit ihm auf „voll Leidenschaft, entschlossen, sich von ihm nicht loszureißen“. „La Valette weigert sich, die Deputierten vor sich kommen zu lassen. Die wahre Ursache dieser Weigerung ist, daß er sich nicht Festigkeit genug zutraut, seinen Sohn zu sehen, von dem er sich im Herzen mit großem Kampf schon geschieden hat (soll er doch gleich allen andern in St. Elmo verbleiben). Je mehr sich alles (Schiller meint damit die Theaterzuschauer!) für den herrlichen Jüngling interessiert, ... desto auffallender und gehässiger erscheint die Weigerung des Großmeisters, ihn zu empfangen. Eben diese Weigerung bringt die Ritter so weit, daß sie dem Großmeister sich in pleno widersetzen wollen.“

„Man hat dem La Valette gesucht eine schlimme Meinung von der Liebe der zwei Ritter beizubringen, er hat sie aber gegen diesen niedrigen Argwohn verteidigt und nun rechtfertigen sie wirklich durch einen herrlichen Heroismus seine günstige Meinung von ihrem Verhältnis. Ihre Liebe ist von der reinsten Schönheit, aber doch ist es nötig, ihr den sinnlichen Charakter zu nehmen, wodurch sie an der Natur befestigt wird.¹⁾ Es darf und muß gefühlt werden, daß es eine Uebertragung der Geschlechtsliebe, ein Surrogat²⁾ derselben und eine Wirkung des Naturtriebes ist, aber in seiner höchsten und reinsten Bedeutung, so wie er die Bedingung alles Lebens und alles Schaffens und alles Accomplissement ist. — Liebe der griechischen Jünglinge zu einander: *N o t w e n d i g k e i t*³⁾ eines solchen Gefühls zwischen jungen fühlenden Seelen, die das andere Geschlecht nicht kennen²⁾, denn eine edle Seele muß etwas leidenschaftlich lieben, und das Feurige sucht das Sanfte auf.“ Schiller notiert weiter: „La Valette hat zu kämpfen mit allen menschlichen

1) Schiller gibt diesem „muss“ nicht den Sinn einer Konzession an die damalige Publikumsmeinung und Sittenzensur, sondern lediglich denjenigen, daß gesellschaftsmoralischer Wille siegen müsse über persönliche Neigung, sei diese auch eine naturverbundene.

2) Nach der derzeitlichen wissenschaftlichen, längst überholten Auffassung; erotisch gleichgeschlechtliche Triebrichtung ist in den wenigen Fälle eine „Surrogat-Erscheinung“ für sogenannt normale Triebrichtung und hat seine Wurzel nicht im Kontaktmangel zum andern Geschlecht.

3) Von uns gesperrt; Red.

Leidenschaften: a) mit der Weiberliebe (die zwei Ritter und die griechische Gefangene zu Beginn des Dramas), b) mit der Knabenliebe (die zwei Freunde), c) mit der Vaterliebe (er selbst und St. Priest), d) mit der allgemeinen Menschenliebe (sein Mitleid mit den aufzuopfernden Rittern) . . .“ — „Crequi ist eine heftig passionierte Natur, die in ihrem Gegenstand ganz lebt, ihn mit der ganzen Gewalt der Natur erfaßt und keine Grenzen, kein Maß kennt. Besser, wenn er ein Italiener wäre oder auch ein heißblütiger Sizilier. Seine Leidenschaft ist wahre Geschlechtsliebe³⁾ und macht sich durch eine kleinliche, zärtliche Sorge, durch wütende Eifersucht, durch sinnliche Anbetung der Gestalt, durch andere sinnliche Symptome kenntlich. Auch durch die Geringschätzung, welche er gegen Weiber und Weiberliebe bei Gelegenheit der (gefangenen) Griechin zeigt und der Vergleich, den er dabei zum Vorteil seines Geliebten anstellt, gibt den Geist seiner Liebe zu erkennen. Seine Eifersucht erstreckt sich auf La Valette, den er beschuldigt, daß er den St. Priest aus Rache aufopfern wolle . . . Wenn er sich von Ramiro (einer nebensächlichen Figur im Drama) erzählen läßt, wie es St. Priest ergehe und dieser leidenschaftlich von ihm spricht, so erwacht seine Eifersucht auch gegen diesen . . .“ — „Es ist, als ob eine Wache von Engeln St. Priest umgäbe oder als ob sein Anblick magisch wirkte, denn mitten in Tod und Gefahr ist er unverletzt und sein Anblick entwaffnet den Feind, man weiß nicht, ob durch die Schönheit seiner Gestalt oder durch die Furchtbarkeit seines Muts.“

All diesen Entwurfsnotizen aus der Feder des Dichters sind ebenso viele Beweise sorgfältigster und kenntnisreicher Charakterisierung der Liebesbände, welche die beiden Freunde im geplanten Drama aneinander ketten sollen. „Es ist schön“, sagt Schiller an anderer Entwurfsstelle, daß unter allen widerspenstigen Rittern La Valettes Sohn gerade allein pflichtmäßig bleibt und daß er seinem Vater, den er nicht kennt, mit kindlich offenem Vertrauen und naiver Ehrfurcht begegnet. Nachher, wenn St. Priest in dem Großmeister seinen Vater erfährt, wird sein Benehmen gegen ihn in nichts geändert, außer daß es noch respektvoller wird . . .“ An wieder anderm Ort notiert er in erneuter Sorge um den menschlich makellosen Glanz des schönen Jünglings: „Seine persönliche Erscheinung (auf der Bühne), welche im höchsten Grade vorbereitet sein muß, ist für zwei Personen, für seinen Vater und für seinen Liebhaber, von höchster Bedeutung und führt zwei verschiedene, aber hochpathetische Situationen herbei. Der Liebhaber darf seine Zärtlichkeit laut zeigen, obgleich sie verdächtig scheinen könnte“. (Verdächtig für den Vater, denn Schiller sagt später, daß der schöne Ritter „einigen gemeinen Naturen Begierden“ einflöße, vor deren Gefahr ein achtsamer Vater den Sohn fraglos schützen will.

„Im allgemeinen“, notiert Schiller zum letzten Akt, „keiner weiß, daß La Valette am meisten auf dem Spiel hat, nämlich seinen eigenen Sohn den Chevalier St. Priest; dies erfährt man erst im letzten Akt, wo das Opfer von ihm gebracht ist. Sein kurzer Abschied von St. Priest wirft einen Funken Licht auf dieses Geheimnis. Ganz entdeckt es sich aber erst in einer Scene La Valettens mit Crequi, wo er seine Vaterliebe auf diesen überträgt. Der gerührte Crequi rechtfertigt des alten Mannes Schmerz und wird sein Tröster . . .“ Und zu einzelnen Szenen des letzten Aktes heißt es: „Wenn Crequi alles getan, um sich gegen seinen Freund auszutauschen (indem er an

3) von uns gesperrt. Red.

dessen Statt in den Kampf zöge), muß er ihm freiwillig in den Tod nachfolgen. — Elmo wird mit Sturm erobert. Der halbe (türkische) Mond flattert auf der Festung. Die Leichname der Ritter vom Meerstrom herüber geführt. Schmerz des Großmeisters. Die Leiche seines Sohnes. Ankunft der spanischen Flotte. Erscheinung des griechischen Jünglings, der die Katastrophe erzählt... „Ich hätte keinen Sohn“ sagt La Valette am Ende. „Ich habe hundert Söhne. Ich soll keinem näher angehören, ich soll ein Vater sein für alle. Umarmt mich, umarmt euern Vater!“ usw. (Das Stück schließt mit dieser Gruppe.)“

An Hand der schillerschen Notizen, welche ohne chronologische Folge und nur stofflich nach des Dichters klar bewiesener Absicht forschten, der „leidenschaftlichen Freundschaft“ die ihr zukommende ethische Würde zu sichern und sie zu feiern, ist damit das Wichtigste über die „Malteser“ gesagt. Der Dichter des „Wilhelm Tell“, gebeugt unter dem Drange der Arbeiten, in die ihn seine Jenenser Professur verwickelte“, der aber — kaum genesen von schwerer Krankheit — „sofort an seine „Malteser“ dachte und die er — falls sie zustande kommen sollten — bereits für 30 Karolin zur Auf-führung anbot, der mehr als mit gewöhnlicher Liebe an ihnen zu hängen schien (Kettner)“, hätte unschwer zum modern-klassischen Sängler der Freun-desliebe werden können. Nach seinen eigenen Worten wollte er in seinem Drama „Die Malteser“ versuchen, „den würdigsten und treffendsten Ge-brauch vom Motiv der Liebe der beiden jungen Ritter in seinem ganzen Um-fang“ zu machen, von einer „Wirkung eines Naturtriebes“ also in dessen schönster und reinsten Manifestation.

Daß dieses Motiv schließlich doch bloß ein Element sein konnte in einem viel weiter angelegten Drama, ähnlich jenem etwa einer Bertha von Bruneck und des jungen Rudenz im „Tell“ und daß auch diese Liebe als körperlich-seelischer Gefühlskomplex überschattet sein müßte von der dichterischen Problemstellung des tragischen Helden, dessen Größe in seiner sittlichen Größe wurzelt, lag für Schiller und liegt als allgemeine Selbstverständlichkeit auf der Hand. Immerhin: von Platons „Gastmahl“ dazu angeregt, die Züge einer nicht nur edlen, sondern auch schönheitstrunkenen Passion mit ihrer Gebundenheit ans Sinnliche in Gegensatz zu setzen zum rein geistigen Freun-dschaftsbunde des Don Carlos mit Posa, wollte Schiller auch dann noch die Schwierigkeiten seiner Komposition meistern, als sein Interesse am Stoff all-mählich erlahmte zugunsten rein dichterischer Formelemente, mit denen er bei den „Maltesern“ nicht weniger gerungen als mit dessen Motiven. Fest-zuhalten bleibt seine offensichtliche Unvoreingenommenheit gegenüber der Freun-desliebe, ja seine in gar keiner Weise zu überschätzende Sicherheit in der Bewertung ihres ethischen Gehaltes, dem nachzuleben die ständige Sorge derjenigen sein sollte, die sie empfinden. Mirto.

„Woran hält sich die Freundschaft zu einem bedeutenden Menschen? Nicht wohl an seine präsentische Erscheinung allein, sondern auch an die Vergangen-heit, die in ihm Bestand genommen hat, und — nach Maßgabe seiner Jugend — an die Zukunft, die in ihm voraus lebendig wird, an seine Möglichkeiten, sein geistig-seelisches Potential. So faßt die Freundschaft zusammen, was die Zeit in ihre Dimensionen auseinanderbricht, und begreift in der Gegenwart mehr, als diese selbst zu sein vermag.“ *Hans Naef (NZZ Nr. 1755—1948)*